

1. LITERATURPREIS

DER DARMSTÄDTER JURY „BUCH DES MONATS“



PROGRAMM DER PREISVERLEIHUNG

Begrüßung

Dr. Gerhard Stadelmaier, Vorsitzender der Jury

„Mélancolique“ aus den „Quatres tempéraments“ von Kurt Sturzenegger
Ferdinand Heuberger, Solo-Posaune

Was bedeutet Melancholie?

Laudatio auf László F. Földényis rätselhafte Botschaften

Prof. Dr. Klaus Reichert,

Ehrenpräsident der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung

„Flegmatique“ aus den „Quatres tempéraments“ von Kurt Sturzenegger
Ferdinand Heuberger, Solo-Posaune

Übergabe des Literaturpreises der

Darmstädter Jury an Prof. Dr. László F. Földényi

Dankrede des Geehrten

„Colérique“ aus den „Quatres tempéraments“ von Kurt Sturzenegger
Ferdinand Heuberger, Solo-Posaune

IMPRESSUM

Herausgegeben von der Jury „Buch des Monats“
Schuchardstraße 7, 64283 Darmstadt

Kontakt	Gaby Hemmersbach, buchdesmonats@hotmail.com
Redaktion	Sibylle Maxheimer, info@kultur-foerderkreis.de
Fotos/Gestaltung	Ute Döring, Darmstadt, www.utedoering.de
Herstellung	print24, Unitedprint.com Holding GmbH

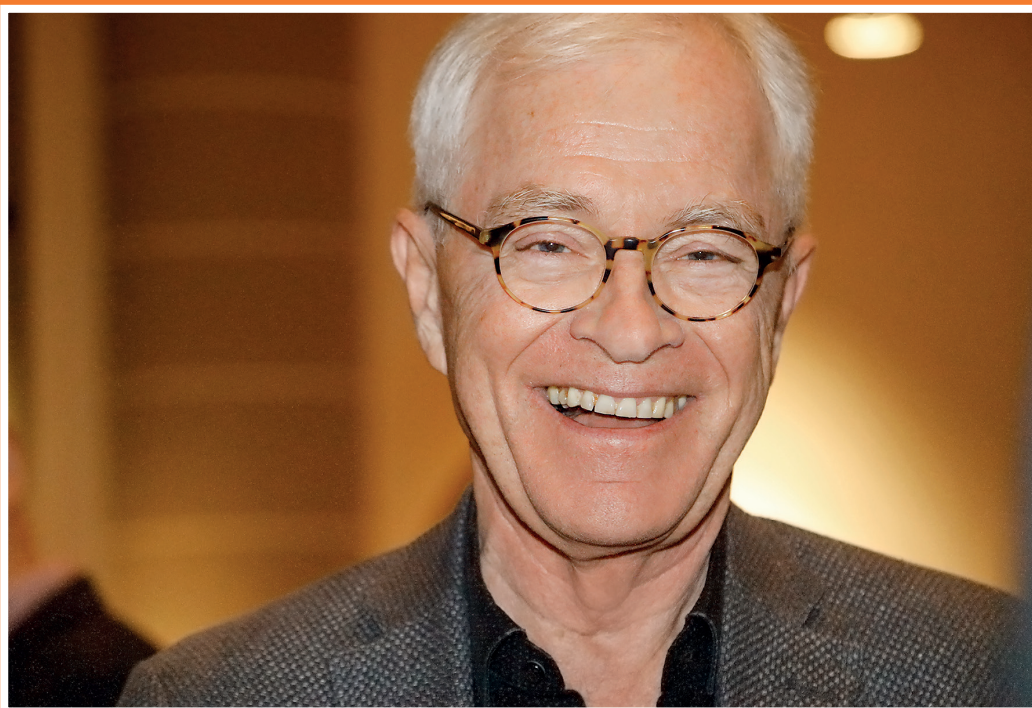
 **Sparkasse
Darmstadt**


Darmstädter **Förderkreis** Kultur e.V.

1. LITERATURPREIS
DER DARMSTÄDTER JURY „BUCH DES MONATS“ AN

LÁSZLÓ F. FÖLDÉNYI

Preisverleihung in der Darmstädter Stadtkirche, 9. Mai 2022





Dr. Gerhard Stadelmaier / Vorsitzender der Jury „Buch des Monats“

geboren 1950 in Stuttgart, war von 1977 bis 1989 Theaterkritiker der „Stuttgarter Zeitung“, dann bis 2015 der fürs Theater und die Theaterkritik zuständige Redakteur im Feuilleton der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Seit 1980 Mitglied der Darmstädter Jury „Buch des Monats“, seit 2018 deren Vorsitzender.

Zuletzt sind von ihm erschienen
„Don Giovanni fährt Taxi. Novellen“ (2020) und
„Deutschlandlotzen. Ganze Tage vor dem Fernseher“ (2021)

DIE DARMSTÄDTER JURY „BUCH DES MONATS“

Die Darmstädter Jury „Buch des Monats“, eine Vereinigung von Kritikern und Literaten, zeichnet seit 1952 zwölfmal im Jahr ein besonderes Werk aus: eine literarische Kostbarkeit, vorzugsweise abseits des viel begangenen literarischen Marktplatzes gelegen.

Zu ihrem siebzigjährigen Bestehen initiiert sie einen Literaturpreis, der sozusagen das „Buch der Jahre“ feiert.

Erster Preisträger ist László F. Földényi, Kunsttheoretiker, Essayist und Literaturwissenschaftler, geboren 1952 in Debrecen, Mitglied der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung.

Ausgezeichnet wird sein „Lob der Melancholie“. Ein umwerfendes, weit ausgreifendes Lebensbuch darüber, dass „die Welt, und mögen wir sie noch so souverän einrichten, auf wackligen und zerbrechlichen Säulen ruht“.

MITGLIEDER DER JURY

Peter Benz
Michael Braun
Oliver Jungen
Hanne F. Juritz
Adrienne Schneider
Julia Schröder
Dr. Tilman Spreckelsen
Dr. Gerhard Stadelmaier
Dr. Hajo Steinert
Beate Tröger
Wolfgang Werth



Zur Begrüßung: Warum die Darmstädter Jury „Buch des Monats“ ihren Ersten Literaturpreis an László F. Földényis „Lob der Melancholie“ verleiht und es so als Buch der Jahre feiert.

Sehr herzlich bitte ich Sie meine sehr geehrten Damen und Herren um Vergebung, daß es so lange gedauert hat. Daß ich Sie alle erst heute begrüßen kann. Den Generalsekretär der Akademie für Sprache und Dichtung, den Herrn Kulturreferenten des Magistrats, die Vertreter und Repräsentanten der hoch ansehnlichen und in ihren Interessen wie in ihrer Neugier und mätzenatischen Großherzigkeit doch sehr beeindruckenden Darmstädter Stadtkulturgesellschaft, darunter vorzüglich Herrn Pfarrer Gollnow, in dessen schöner Stadtkirche wir heute Abend freundlicherweise zu Gast sein dürfen. Mit ganz besonders großer Freude aber Sie, lieber Herr Földényi und lieber Herr Reichert, dazu die Kolleginnen und Kollegen unserer Jury und aus den Feuilletons, allesamt organisatorisch versorgt unter den Fittichen von Sibylle Maxheimer vom Kulturförderkreis.

Denn Sie alle hätten wir gerne schon vor zwei Jahren zur geplanten ersten Verleihung des Literaturpreises der Darmstädter Jury „Buch des Monats“ hier versammelt. Das war, was ich betonen möchte, noch bevor die Jury des Preises der dann kurioserweise ausgefallenen Leipziger Buchmesse sich auch und, zugegeben, ausgestattet mit einer viel höheren Preissumme, auf den von uns ausgeguckten Preisträger stürzte. Und auch bevor jenes heimtückische, wiewohl absurderweise mit einem herrlich königlich krönenden Namen versehene Virus uns einen Strich durch das schöne Vorhaben gemacht hat. Darüber kann man schon mit Fug und Recht melancholisch werden.

Folgte man aber nicht der höhnisch pessimistischen Dreigroschen-Devise „Ja, mach nur einen Plan! Sei nur ein großes Licht. Und mach dann noch'nen zweiten Plan. Gehn tun sie beide nicht!“ des alten Bert Brecht, der bekanntlich auf die Veränderbarkeit der Welt so großen Wert legte, sondern ließe sich von eben dem hinreißend schönen grundsätzlichen Buch belehren, das wir hier und heute feiern wollen, dann leuchtete uns sofort ein, daß „die Welt, und mögen wir sie für noch so souverän eingerichtet halten, auf wackligen und zerbrechlichen Säulen ruht“. Und daß wir, versehen mit diesem grundgesetzlichen Wissen des Melancholikers, mit dem Unbekannten wie dem Unvorhersehbaren getrost rechnen dürfen. Und sei es halt eine Preisverleihungsverschiebung.

Dabei paßt das ganz gut zu unserer Jury. Sie hat es, seit es sie gibt, und das sind heuer genau siebzig Jahre, mit dem Unbekannten und dem Unvorhergesehenen zu tun. Denn stellen Sie sich zehn äußerst eigensinnige, mit allen Subjektivitätswässern gewaschene Damen und Herren vor, stark voneinander unterschieden nach Herkunft, Temperament und Profession, Lyriker, Romanciers, Essayisten, Rundfunk- und Zeitungsjournalisten, Literaturkritiker, Theaterkritiker, musengeküßte Kommunalpolitiker, darunter Angestellte, Freie und auch Halbfreie. Die sich seit nunmehr siebzig Jahren in lebensnaturgemäß wechselnder, gottlob immer wieder erneuernder Besetzung in der Regel jeden zweiten oder dritten Monat in Darmstadt versammeln. Ihre Versammlung folgt – neben der Einnahme eines halbwegs erlesenen Mittagmahls – allein der großen Leselust. Sonst folgt sie keinerlei Satzung, keiner Regel, keiner Pflicht, sondern allein der Gnadenlust eines herrlichen Privilegs: in freien, ungenierten Plädoyers, in Rede und Gegenrede, in Witz und Widerwitz sich auf einen Titel zusammenraufend zu einigen, dem die zehn Eigensinnigen dann die solitäre Ehrenbezeichnung „Buch des Monats“ zukommen lassen.

Wobei jedes Mitglied der Jury zuvor aus der Masse der neu angekündigten Bücher für sich und die anderen einige Titel ausgewählt hatte, denen es eine besondere Leseneugier zugewendet zu sehen wünscht, alle dann versammelt auf einer Liste. Die sozusagen parallel zur Speisekarte des Lokals abgearbeitet wird: die eine kulinarisch, die andere literarisch.

So, wie es der unvergessene Wilfried F. Schoeller, der leider allzu früh verstorbene ehemalige Vorsitzende der Jury, einmal formuliert hat: „Die Plädoyers und rhetorischen Feldzüge, die gehobenen Reden und eifernen Einsätze können scharf oder ironisch, laut oder verhalten sein, es ändert sich durch den Tonfall nichts am untergründigen Einverständnis, das die Jury zusammenhält“, nämlich Bücher vom, wie Schoeller es ausdrückt, „Tellerrand des Markts ein wenig näher ins Blickfeld zu rücken“, für ein kompensatorisches Verständnis dort zu sorgen, wo „Buchhandel und Marktstrategen sich auf ein kleines, gut verkäufliches Angebot, auf Kassenschlager und Lagerumschlagsgeschwindigkeit verständigen“.

Da gelte es, als Gegenprogramm, sich zu begeistern für das „verlegerische Wagnis, für den extravaganten Text, die komische Entlegenheit, die verdichtete Erinnerung, die





exotischen Reiseberichte, das kulturgeschichtliche Sittenbild, den kühnen editorischen Versuch“. Die Jury „Buch des Monats“ ist also die Anti-Bestseller-Jury par excellence. Also die Jury fürs Unvorhergesehene, Unbekannte, Fremde, plötzlich aus der Ferne Herblitzende.

Wenn nun aber das Zehnerensemble der eigensinnigen Jury-Solitäre zwölf Mal im Jahr nach dem monatlichen Solitärjuwel des Aparten sucht, liegt es da nicht eigentlich auf der Hand, daß man ein Auge beziehungsweise alle Augen werfen möchte auf das Buch, das über den Monat hinaus ein Leuchtfeuer bildet? Sozusagen das Buch nicht nur der Monate, sondern der Jahre? Dem man dann denn auch die ganz besondere Auszeichnung eines Literaturpreises zukommen lassen könnte, verliehen alle zwei Jahre? Und müßte es dann nicht ein Buch sein, das all das in sich vereinigt, was größer, ganzheitlicher, weltumfassender dargeboten und entfaltet wird als in jedem anderen Buch?

Es war für die Jury gar keine Frage, daß das „Lob der Melancholie“ von László F. Földényi dieses Buch und also unser erster Preisträger sein soll. Wir haben das Werk des grandiosen Budapester Kunstwissenschaftlers, Essayisten, Philosophen und Literaturwissenschaftlers damals zum Buch des Monats März 2019 gewählt. Drei Jahre später hält es in großartiger Erkenntnisfülle je länger je mehr, was es uns damals versprochen hat: ein unaufhörlicher Begleiter im Denkbemühen zu sein, die Welt, die sich uns in Rätseln und Nebelbildern und Nichtselbverständlichkeiten entgegenstellt, zu durchschauen und zu durchdringen – mit Hilfe der schönsten Denkhefe, die sich, aufgehend in unseren Köpfen, Herzen und Hirnen, vorstellen läßt, also dem, was Gotthold Ephraim Lessing „fermenta cognitionis“ genannt hat. Auf der großen, weiten Existenz-Bühne der Melancholie. Wozu der Denk- und Assoziations- und Bildmeister Földényi von Dürer über Kubrick und Kafka bis hin zu Joseph Beuys, W.G. Sebald und Francis Bacon, Giovanni Segantini, Anselm Kiefer und Peter Zumthor, von der Malerei bis zur Architektur und dem Film, von der Politik bis zur Pornographie und natürlich auch bis hin zu allerlei Engeln samt Teufeln die verblüffendsten Zeugen aufruft.

Das einzige, was in seinem Buch fehlt, sind – merkwürdigerweise – die Exempla großer Melancholie-Gründe und -Abgründe in der Musik, um nur das womöglich wichtigste zu nennen, Beethovens Streichquartett op. 18 Nr. 6 in B-Dur, das einen rätseltiefen Adagio-Splitter-Satz ausdrücklich mit „La Malinconia“ übertitelt. Weshalb es ein großes Glück ist, daß wir nicht nur den in seinen literarhistorisch weitgespannten und phantasievollen Forschungen auch mit fremdesten Tonarten und Tonlagen vertrauten Klaus Reichert, den

großen alten Frankfurter Hochschulprofessor und Darmstädter Ehrenpräsidenten der Akademie für Sprache und Dichtung, hier begrüßen dürfen, den wir für die Laudatio auf László F. Földényi gewinnen konnten, sondern auch den noch sehr jungen, aber viel versprechenden Darmstädter Komponisten und Posaunisten Ferdinand Heuberger. Er wird für die musikalische Ergänzung des Fehlenden sorgen: Er spielt gleich für uns – natürlich eine „Mélancolique“ aus den „Quatres tempéraments“, geschrieben für das melancholischste Instrument überhaupt, die Posaune. Hören wir ihm ruhig zu.

„Mélancolique“ und „Flegmatique“ aus den „Quatres tempéraments“ von Kurt Sturzenegger
Ferdinand Heuberger





Dr. Klaus Reichert
Ehrenpräsident der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung

1938 in Fulda geboren, Ehrenpräsident der Darmstädter Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, deren Präsidium er von 2002 bis 2011 vorstand, war Verlagslektor, von 1975 bis 2003 Professor für Anglistik an der Frankfurter Goethe-Universität, an der er 1993 das Zentrum zur Erforschung der frühen Neuzeit gründete. Übersetzer aus dem Hebräischen (Salomons „Hohes Lied“) und der Sonette Shakespeares, Herausgeber der Werke Virginia Woolfs im S.Fischer Verlag und der Briefe Paul Celans bei Suhrkamp. Sein Buch „Wolkendienst. Figuren des Flüchtigen“ stand 2017 auf der Shortlist des Preises der Leipziger Buchmesse.

Was bedeutet Melancholie?

Laudatio auf László Földényis „Rätselhafte Botschaften“

In Shakespeares *As You Like It*, einer Komödie, die vor dem Hintergrund von Usurpation, Vertreibung und Exil spielt, gibt es die Figur des „melancholischen Jaques“, der eingeführt wird durch die Beschreibung, wie er an einem Bach sitzt und über einen wundgeschossenen Hirsch sinniert, und über Menschen, die die Kreatur in ihrem angestammten Reich ums Leben bringen – Verjagte aus ihrem legitimen Land, die nun selbst zu Jägern an wehrlosen Geschöpfen werden. Jaques hat also einen Grund für seine Disposition. Nur: es gibt für ihn nichts auf der Welt, was nicht Anlass für die Grundstimmung der Melancholie werden kann, allein schon die Tatsache des Menschseins überhaupt.

Von Jaques stammt die vielzitierte Aufzählung der Lebensalter: „All the world's a stage, / And all the men and women merely players. / They have their exits and their entrances, / And one man in his time plays many parts, / His acts being seven ages.“ Am Ende heißt es: „Last scene of all, / That ends this strange eventful history, / Is second childishness and mere oblivion“ und schließlich die hämmernden Einsilber: „Sans teeth, sans eyes, sans taste, sans everything.“ Man könnte auch mit Hamlet schließen: „The rest is silence“, oder mit dem sterbenden Mörder Macbeth: „Life's but a walking shadow; a poor player, / That struts and frets his hour upon the stage, / And then is heard no more. It is a tale, / Told by an idiot, full of sound and fury, / Signifying nothing.“ Alle diese Beispiele einer zeittypischen Stimmung reagieren auf die Krise eines nicht mehr geschlossenen Weltbilds oder des ortlos gewordenen Menschen. John Donne schreibt zur gleichen Zeit: „'Tis all in pieces, all coherence gone, / And new philosophy calls all in doubt.“ Es ist das, was die Kopernikanische Wende angerichtet hat. Erklärt wird damit die Melancholie freilich nicht, auch nicht ihr periodisches Auftreten.

Man hat die Melancholie die elisabethanische Krankheit genannt, also eine Modekrankheit wie im achtzehnten Jahrhundert die Hypochondrie, wie im späten neunzehnten Jahrhundert die Neurasthenie, und die jungen Herrchen gerierten sich gern als Melancholiker, denn es galt als schick, als einer zu gelten. Warum das so ist, hängt mit einigen wenigen, in der Renaissance entdeckten und dem Aristoteles zugeschriebenen Zeilen zusammen, wonach alle Hochleistungen in Kunst und Literatur, Philosophie und Wissenschaft, Politik und Heerführung von

Melancholikern erbracht worden seien. Nach der antiken Medizin war das einer Überproduktion an Schwarzer Galle – *melas cholèr* – im Körper gegenüber den drei anderen humores oder Säften, nämlich der gelben Galle, dem Schleim oder dem, was unter Blut verstanden wurde, zuzuschreiben. Im gesunden Körper waren die Säfte im Gleichgewicht, bei der Überproduktion eines Saftes über die anderen ergab es den sanguinischen Charakter, den phlegmatischen, den cholerischen oder eben den melancholischen. Der Typus hat düstere Züge, ist mißmutig, denkt und liest zu viel, liebt zu viel, forscht zu viel, und das alles angesichts einer Welt, die aus den Fugen ist („out of joint“) oder der etwas abhanden gekommen ist, sie wieder einzurenken.

Die Geschichte der Melancholie in der Spannung zwischen Krankheit und Genialität seit den Florentinern Marsilio Ficino und Pico della Mirandola Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, über die Engländer Timothy Bright, den Shakespeare gelesen hatte, und Robert Burtons *Anatomy of Melancholy* im sechzehnten bis zu dem apokalyptischen siebzehnten Jahrhundert hat László F. Földényi in seinem auch dem Umfang nach großen Buch, das 2004 in erweiterter zweiter Auflage auf deutsch erschien, dargestellt. Das neue Buch – *Lob der Melancholie. Rätselhafte Botschaften* – greift naturgemäß Motive aus dem früheren auf, gibt ihnen aber eine andere Wendung. Er spricht der Melancholie ein zweitausendjähriges „tiefes und weites Seinsverständnis“ zu, eine innere Kraft, ein Sich-nicht-Abfinden mit der Welt, wie sie ist, ein Empfänglichkeitsein für das Unerklärliche, das Unlösbare, das, was sich rationalen Weltdeutungen widersetzt. Man könnte darin ein Erbe Platons wiedererkennen, der immer dann, wenn der Logos an ein Ende gekommen ist, einen Mythos erzählt.

Die Anfangs- und Schlußkapitel des neuen Buches zeigen, daß es dem Autor nicht (nur) um ein großes Thema der Medizin-, Kultur- und Geistesgeschichte zu tun ist, sondern daß es um etwas Existentielles geht, das zugleich in der Psychophyse des Autors selbst wurzelt – sozusagen „*sua res agitur*“ – und damit auch dem Leser eine Teilhabe ermöglicht, die üblicherweise nicht Sache eines wissenschaftlichen Essays ist.

Der eigentliche historische Diskurs beginnt mit einem hypothetischen, aber immerhin möglich gewesenen Besuch Dürers bei seinem zweiten Aufenthalt in Venedig 1506 im Atelier des jungen Giorgione. Die Überschrift des Kapitels lautet verkürzt: „Dürer wird beim Anblick des Gewitters von tiefer Melancholie befallen.“ Dürer sieht nämlich einerseits die Makellosigkeit der Dinge und Gestalten auf dem rätselhaften *Tempesta*-Bild, gleichzeitig aber ihre unerklärliche Zusammenhanglosigkeit, weil der Raum nicht mehr mathematisch konstruiert ist, sondern „ein launenhafter, sich eigenmächtig organisierender Raum ist.“ Die Rätsel dieses Bildes als Ganzem und seiner Teile ist bis heute nicht gelöst.

Ist es überhaupt ein Gewitter? Was soll das halbverfallene Mauerstück mit den beiden Säulchen obenauf? Ist es ein Grabmal? Aber wessen und wovon? Ein „*Et in Arcadia ego*“, nämlich der Tod im *Idyll*? Das Bild inszeniert ein Jenseits von Ordnung und Unordnung, „und das“, sagt Földényi, „das ist die Melancholie.“ Dieser Satz taucht immer wieder auf, Melancholie läßt sich nämlich nicht definieren, sie zeigt sich. Und was sich zeigt, aber nicht sagen läßt, das ist, nach Wittgenstein, das Mystische, ein Anderswo und anderswoher.

Bei Heraklit heißt es: „Der Gott spricht nicht, er schweigt nicht, er zeigt (alla sämeinä).“ Ein paar Jahre nach seinem Besuch in Venedig schuf Dürer 1514 seinen berühmten Stich Melencolia I, der ebenfalls bis heute nicht ganz enträtselt ist. Einzelne Teile lassen sich ikonographisch deuten, die geflügelte Frau, der Putto, der abgezehrte Hund, die verloren vor sich hinstarren, das magische Quadrat, das Stundenglas, die Kugel – sie alle gehören zu den Attributen der Melancholie. Nur der Monolith, das große Polyeder links im Bild bleibt ebenso unbeachtet wie unerklärt, unerklärbar, das Zeichen oder Mal für die Unzulänglichkeit aller Erklärungen der Melancholie. Das Polyeder zieht sich als Leitmotiv durch das ganze Buch.

Solche Male sind es, die Földényi in Kunst und Architektur aufspürt. Da ist die Kapelle für den Schweizer Heiligen Bruder Klaus auf einer Wiese bei Köln von Peter Zumthor, der mit ihr Dürers Polyeder im Raum weiterdenkt. Das auf den ersten Blick so simpel wirkende Oblong hat etwas Geheimnisvolles, Földényi spricht von sichtbarer Transzendenz, einer „Verklärung von Stein, Metall und Licht“, die eine kathartische Wirkung auslöst. Es ist faszinierend zu lesen, wie uns der Autor Schritt für Schritt und Blick um Blick die Kapelle entdecken läßt, die Konfrontation mit der Grenzenlosigkeit durch das offene Dach mit dem Himmel und der eigenen Winzigkeit. Die Kapelle will nichts „darstellen“, „nichts „beweisen“, nur sein, wie ein Baum, heißt es, wie ein Tier, während heutiges Bauen vor allem „interessant“, originell sein will. Es ist das Geheimnis des Baues, daß in ihm etwas Gestalt wurde, das rational nicht auflösbar ist. Es ist ein Plädoyer für das Göttliche. Es ist das, was der Autor das Metaphysische nennt – ta metà physika – , das, was dem Denken seit der Aufklärung ausgetrieben wurde, mit der Entzauberung der Welt, deren Fehlen aber doch von denen, die im instrumentellen Denken nicht ihr Genügen finden wie die Dichter, schmerzlich vermißt wird.





Das Bewußtsein des Mangels ist nach Földényi auch ein Anzeichen der Melancholie. Man sieht, daß mit ihr kein psychischer Defekt gemeint ist wie die Depression, auf die die Jahrhunderte alte noble Schwarzgalligkeit reduziert worden war, sondern – freudianisch gesprochen – ein „Unbehagen an der Kultur“, an der gesellschaftlichen Entwicklung und ihrer Konformität, die es schafft, selbst noch die Kritiker des Defizitären zu integrieren. Földényis Melancholiker hingegen ist jemand, der das Staunen nicht verlernt hat, der offen ist für die Erfahrung des Ganz-Anderen. Und damit sind wir wieder bei den Künsten.

Mit Anselm Kiefer hat der Autor sich einem Künstler gewidmet, dessen Werk auf den ersten Blick die Katastrophen der deutschen Geschichte zum Thema hat, das aber zugleich seinen Hallraum aus Mythos und Mystik herleitet. Einerseits Flugzeuge und zerbombte Städte und Landschaften, andererseits die „Ordnung der Engel“ nach der mystischen Theologie des Dionysius von Areopagita, der von einem Sein jenseits des Seins ausging. Er ist, wie später Nikolaus von Cues, Vertreter einer negativen Theologie: „In der Unerkennbarkeit Gottes erkannte er den höchsten Beweis für dessen Existenz.“ Die Dialektik dieses „Beweises“ ist freilich das Signum der Melancholie. Sie kann in den großen Blei-Werken auch sichtbar werden als Prozeß. Földényi schreibt: „Die Melancholie ist wie eine Säure, die die vertraute Oberfläche der Dinge zersetzt, alles, was zuvor zuverlässig zu sein schien, erodiert.“ Kiefer hat, nach Földényi, sogar Dürers Rätsel des Polyeders als Zeichen für das Unerklärbare verstanden: Es findet sich in Form eines Flugkörpers oder als Zeichen an Flugzeugen angebracht. Die Gestalt der alexandrinischen Mathematikerin und Philosophin Hypatia aus dem vierten Jahrhundert hat an Stelle des Kopfes das Polyeder, das vielleicht ihr Schicksal ausdrückt: die schöne, tugendhafte, gelehrte Heidin wurde auf Geheiß des Bischofs Kyrill in

einer Kirche auf viehische Weise ermordet. Kyrill wurde später – ob dafür ist ungeklärt – heiliggesprochen. Földényi nennt Hypatia die Inkarnation der Melancholie und eine „Statthalterin des Nichts.“

Ganz anders Francis Bacon, dessen Porträts durch mimetische Reste mit einer wiedererkennbaren Realität verbunden sind, wie der Autor am Triptychon über den Malerkollegen Lucian Freud zeigt. Bacon will das Energiefeld einfangen, „das zwar unsichtbar und dennoch spürbarer als alles andere ist.“ Das Gesicht ist verzerrt, die Glieder verdreht – Erinnerungsspuren der Traumata am „gezeichneten Ich“ und vielleicht zugleich eine Reflexion des Kubismus, der die Ganzheitlichkeit der menschlichen Gestalt aufgelöst hatte: Das heißt, Bacon als Porträtist steht in der Tradition von Tizian und Rembrandt bis eben Picasso im Sichtbarmachen der Unwiederholbarkeit der Gesichtszüge. Földényi schreibt: „Bacons Gesichter blicken . . . aus der Welt ins Unbekannte hinaus. Sie sind nicht mehr in dieser Welt zu Hause.“ Das ist ein Sehnsuchtsblick, denn die Figuren sind ja eingesperrt in die Leere durchsehbarer Zellen. In diesem Sehnen zeigen sich Augenblicke von Melancholie und die melancholischste aller Fragen: Was ist der Mensch?“

Die gegenwartskritische Stoßrichtung des Buches wird am deutlichsten in „Abgesang auf das Kino“, wie eines der letzten Kapitel heißt. Földényi spricht von vier Jahrzehnten bedeutenden Kinos nach dem Zweiten Weltkrieg, die er eine der großen Epochen unserer zweitausendjährigen Kultur nennt, in der noch einmal die zentralen existentiellen Fragen der Metaphysik verzaubert Bild und Sprache wurden. Das alles gibt es heute nicht mehr – von Verklavung durch immer perfektere Apparate ist die Rede, von Gedächtnislosigkeit, von Infantilisierung in einer akustisch und visuell „verschmutzten“ Welt, von Entleerung der Inhalte zugunsten der Technik, Stichwort Digitalisierung.



Gewiß gibt es auch heute noch große Filmregisseure – er nennt unter anderen Michael Haneke, Lars von Trier, Wim Wenders –, aber: „Die Regisseure sind einsam, denn sie können sich, wollen sie die Sehnsucht nach Metaphysik wachhalten, ausschließlich auf sich selbst berufen.“ In ihren Versuch, Transzendenz zu vermitteln, stehen sie auf verlorenem Posten, aber sie beseelt „die Melancholie heldenhafter Resignation“, zum Beispiel dadurch, daß die Unheimlichkeit von Hanekes „Weißem Band“ angesichts heutiger Perfektion wohl auch damit zu tun hat, daß der Film „altmodisch“, nämlich analog gedreht ist. „Das analoge Bild . . . lenkt die Aufmerksamkeit auf das Unsichtbare, das alles Sichtbare durchdringt.“

Földényis Gedanken zum Unterschied zwischen dem Dreidimensionalen des Analogen und der Zweidimensionalität des Digitalen gehören für mich zum

Überraschendsten des Buchs. Der Autor beschreibt, wie in der immer größeren Vergrößerung des analogen Bildes die Konturen des Abgebildeten immer verschwommener werden, aber ahnbar bleiben, im digitalen Bild aber reduziert werden auf Pixel, Ziffern und geometrische Formen. Ich verstehe, was Földényi sagen will, aber was mich überrascht, ist die Nähe der Pixel zur pythagoreischen Lehre, wonach die Welt aus Zahlen gebaut ist, eine mathematische Struktur hat, oder wie es im ersten Jahrhundert vor Christus im „Buch der Weisheit Salomos“ heißt: „Du hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet (in mensura, et numero, et pondere).“ Später wußte Galilei, daß das Buch der Natur in der Sprache der Mathematik geschrieben sei, und „seine Buchstaben seien Dreiecke, Kreise und geometrische Figuren.“

Am Ende dieses überreichen Buches kommt noch einmal Dürers Polyeder ins Bild. Das Kapitel heißt: „Die kosmische Stille. Giovanni Segantini malt die Schlitten ziehende Bäuerin im Engadin“. Es ist mein Lieblingsbild, vielleicht weil mir die Landschaft des Oberengadins zwischen Maloja und Pontresina seit Jahrzehnten zu allen Jahreszeiten vertraut ist. Ich kenne die Schwere der Schritte im Schnee und die dünne leichte Luft, die in alle Alveolen dringt, ich sehe die weißgraue Schneedecke und weiß, wie Segantini sie gemalt hat, Pünktchen an Pünktchen in unvermishtem Weiß und Blau auf der riesigen Fläche. Földényi schreibt dazu: „Diese Naturtreue ist jedoch nicht die Naturtreue des physischen Anblicks, sondern der Atmosphäre, in der das natürliche Licht und der menschliche Geist untrennbar miteinander verschmelzen, um etwas hervorzubringen, was Segantini als ‚große Melancholie‘, ‚das innerste Wesen der Natur‘ bezeichnet.“ Und weiter: „ . . . die Frau auf dem Bild zieht den Baumstumpf hinter sich her, als wäre er ein pyramidenartiger Steinblock. Aber auch sie wirkt wie ein Steinblock . . . Das ganze Gemälde wirkt wie ein Steinblock. So ähnlich ist auch der Steinblock auf Dürers Melencolia-Stich.“

„Sein Leben verdankt der Mensch einem Bruch, einem Riß – dem Sturz aus dem Nichtsein ins Sein – . . . In diesem Unbekannten, das dem Leben vorausgeht und folgt, liegen für den Melancholiker die Wurzeln der Metaphysik.“ (NZZ, 13. Mai 2017) Földényi beschreibt das im ersten Blick seines neugeborenen Kindes, einem Blick, der nicht sieht, noch nicht von dieser Welt ist, vielleicht etwas bezeugt, wonach wir uns ein Leben lang sehnen, der platonischen Sternenabkunft. Und dann der Blick des sterbenden Vaters, der nicht mehr von dieser Welt ist, aber der vielleicht etwas sieht, das irdischen Augen noch verborgen ist: er sieht jetzt nicht mehr „in einem dunklen Spiegel, in a glass darkly, di' esóptrou in ainígmati“, sondern „von Angesicht zu Angesicht, prósoopon pròs prósoopon.“ (1. Cor. 13, 12)



Dr. Gerhard Stadelmaier / der Preisträger László F. Földényi / Peter Benz







Professor Dr. László F. Földényi

geboren 1952 in Debrecen, ist Essayist, Kunsttheoretiker, Literaturkritiker und Übersetzer (unter anderem der Werke Edward Bonds, Max Frischs und Heiner Müllers ins Ungarische), seit 2009 Mitglied der Darmstädter Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Inhaber des Lehrstuhls für Kunsttheorie an der Akademie für Theater und Film in Budapest. Sein „Lob der Melancholie“ erhielt 2020 den Preis der Leipziger Buchmesse.

Melancholie als Lebensthema oder Was jenseits aller Grenzen liegt

Dankesrede zur Verleihung des Literaturpreises der Darmstädter Jury

Das Buch, das heute hier gewürdigt wird, ist nur ein kleines Kettenglied in einer langen Reihe, die bis zum Anfang der Zeit zurückreicht. Die Liste der Namen ist endlos. Wolf Lepenies und Gert Mattenklott, und Starobinski und Wittkower, Panofsky, Klibansky, Saxl, Hubertus Tellenbach und Walter Benjamin, Sigmund Freud, Richard von Krafft-Ebing, Wilhelm Griesinger, noch früher Diderot und Heinrich Wilhelm Lawätz und Thomas Wharton, und im siebzehnten Jahrhundert Sir Thomas Browne, Timothy Bright, Samuel Rowlands, oder der große Robert Burton, der das umfangreichste Buch aller Zeiten über Melancholie, ein fast tausend Seiten umfassendes Werk mit dem Titel Die Anatomie der Melancholie verfaßt hat, in dem er wie selbstverständlich auf eine Reihe von weiteren Vorgängern verwies, die ebenfalls über Melancholie geschrieben hatten.

Und dann kommen Malachias Geiger, Ficino, Paracelsus, Luther, und der heilige Bonaventura aus dem dreizehnten, und der Byzantiner Psellos und Constantinus Africanus aus dem elften Jahrhundert, und dann aus der Antike Rufus, Diokles von Karystos, die Ärzte Galenos, Aretaios und Hippokrates, Ptolemaios und Aristoteles. Und am Anfang steht jener Theophrast von Eresos, der nach Diogenes Laertios das erste, jedoch verschollene Buch über die Melancholie geschrieben haben soll.

Die Liste ist lang, sie besteht aus unzähligen Büchern. Ich habe auch zwei beigesteuert: „Melancholie“, das auf Deutsch 1988, und „Lob der Melancholie“, das 2019 erschien.

Wie Sie sehen, fällt es mir schwer, mich von diesem Thema zu lösen. In meinem ersten Buch habe ich die Geschichte der Melancholie erforscht und war fasziniert davon, wie unterschiedlich sie in den verschiedenen Epochen bewertet wurde. Für die Griechen waren viele herausragende Persönlichkeiten Melancholiker, von den Heroen bis zu Philosophen wie Empedokles oder Platon. In scharfem Kontrast dazu galten im Mittelalter die Geisteskranken und die Häretiker und Gottesleugner als Melancholiker. In der Renaissance waren es vorwiegend die großen Künstler. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kam erstmals der

Gedanke auf, daß große Künstler auch dann herausragend sein können, wenn sie selbst melancholisch sind. Dies wurde im Barock und sogar in der Aufklärung allgemein akzeptiert, als das grenzenlose Vertrauen in die Rationalität die wichtigsten Denker nicht von ihrer Sympathie für die Melancholie abbringen konnte. Im siebzehnten und besonders im achtzehnten Jahrhundert wiederum meinte man, die Faulen, die vom Leben Gelangweilten, die Einzelgänger und die Außenseiter seien Melancholiker – all jene, die sich nicht in die bürgerliche Gesellschaft integrieren wollten.

Die tiefe Affinität zwischen Kunst und Melancholie scheint zur Zeit der Romantik ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Denken wir an Novalis oder Kleist, Byron oder Keats, August von Platen oder Leopardi. Die Liste kann nach Belieben fortgesetzt werden. Aber im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts allmählich verlor die Melancholie die weitreichenden Bedeutungen, die sie seit Jahrtausenden geprägt hatten. Langsam, aber unaufhaltsam verdrängte etwas anderes die Melancholie, nämlich die Depression, die die Melancholie fast an den Rand gedrängt hat. Es fand eine Art Entthronung statt.

Was hat mich dazu bewogen, nach der geschichtlichen Aufarbeitung der Melancholie ein weiteres Buch zu diesem Thema zu schreiben? Im Laufe ihrer langen Geschichte hat die Melancholie die unterschiedlichsten Bedeutungen gehabt. Aber merkwürdigerweise hat jede Epoche auf dem Begriff der Melancholie bestanden, und das Wort, das zu einem der am stärksten belasteten Begriffe der europäischen Kulturgeschichte wurde, ist nie aus den Wörterbüchern der europäischen Sprachen verschwunden. Das bedeutet, daß es bei der unendlichen Zahl von Auslegungen eine Gemeinsamkeit geben muß. Es muss einen gemeinsamen Nenner geben. Danach habe ich in meinem neuen Buch gesucht, wohl wissend, daß ich nie eine klare Antwort bekommen würde. Das würde dem Wesen der Melancholie selbst widersprechen.

Was mir auffiel, war, daß Melancholiker, egal in welcher Epoche, immer mißtrauisch gegenüber der Art und Weise waren, wie die Welt eingerichtet war. Die Melancholiker, als Vertreter der schwarzen Galle, sehen den schwarzen Schatten über der jeweiligen Zivilisation, und suchen das Unbekannte, das diesen Schatten wirft. Sie sind, oft ohne es zu wissen, besessen vom Unbekannten, und das macht sie manchmal genial, manchmal verrückt, manchmal ketzerisch, manchmal faul, aber gegebenenfalls auch heiter und überirdisch glücklich. Die Melancholiker legen die verborgenen, unsichtbaren Aspekte unserer Welt, die dunkle Seite unserer Zivilisation und Kultur frei. Sie haben die Welt schon immer romantisiert, in dem Sinne wie das Novalis meinte. Melancholie sei das Erkennen des Unbekannten im Bekannten.

Das ist für mich der gemeinsame Nenner zwischen all den verschiedenen Autoren und Künstlern, Philosophen und Denkern, mit denen ich mich in meinem neuen Buch beschäftigt habe. Melancholie ist eine Art von Offenheit, eine Empfänglichkeit, die nicht an eine bestimmte historische Periode gebunden ist, sondern jeder geistigen Tätigkeit innewohnt und von ihr genährt wird. Melancholie ist nicht unbedingt eine Charaktereigenschaft, sondern vielmehr ein Zustand, den jeder von Zeit zu Zeit erlebt. Melancholie ergreift den Menschen, wenn er die Enge der Welt zu spüren beginnt und das Gefühl hat, daß es etwas jenseits der Grenzen

der bekannten Welt geben muß. Was das ist, bleibt natürlich ein Geheimnis. Das unterscheidet die Melancholiker von den Religiösen, die glauben zu wissen, was jenseits der Grenzen liegt. Der Melancholiker weiß es nicht; aber er ist überzeugt, daß es dort etwas geben muß. Der Melancholiker ist sich seiner Sache sicher und doch ratlos. Die Melancholie öffnet dem Menschen die Augen für etwas, was seine Kompetenz weit überschreitet: für die unaufhebbare Gebrechlichkeit des menschlichen Lebens und der Welt.

Die lange Geschichte der Melancholie erinnert daran, daß sie die Menschheit im Laufe ihrer Geschichte schon immer begleitet hat. Ich würde sogar sagen, der Mensch wurde unter anderen erst durch die Melancholie zum Menschen. Als er anfang zu sprechen und Werkzeuge zu benutzen, schuf er eine Distanz zwischen sich und der Welt um ihn herum. Und in dieser Lücke, in dieser Spalte tauchte erstmals Melancholie auf. Als der Mensch zum ersten Mal erkannte, wie klein er im Vergleich zu der unermesslichen Größe der Welt um ihn herum war. Mit dem Wissen wurde die Melancholie geboren – in gewisser Weise ein Zeichen für den Verlust der vermeinten Unschuld in dem Paradies. Und so wie die Erbsünde auch diejenigen betrifft, die persönlich unschuldig sind, betrifft auch die Melancholie alle – sogar diejenigen, die persönlich überhaupt nicht melancholisch sind. Der Mensch ist von vornherein ein melancholisches Lebewesen. Um die Melancholie loszuwerden, müßten wir, um mit Heinrich von Kleist zu sprechen, wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld, wo auch die Melancholie unbekannt ist, zurückzufallen. Das wäre das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.



In der heutigen Gesellschaft Melancholie ist eine scheinbar unzeitgemäße Lebenseinstellung. Wir wollen die Welt immer zu einem sinnhaft konstruierten, lückenlosen Ganzen zusammensetzen. Wir suchen für alles eine Erklärung und weigern uns, das Unbekannte als einen wesentlichen Bestandteil der Welt zu akzeptieren. Die Melancholiker bilden in diesem Sinn eine heimliche Sekte. Schon vor hundert Jahren schrieb der junge Louis Aragon: „Ohne Zweifel gibt es Unbekanntes in unseren Breiten nur noch für jene, deren Herz leicht zu entflammen ist.“ Melancholiker sind bereit, diese Flamme am Leben zu erhalten. Deshalb empfinde ich es als eine besondere Ehre, daß die Darmstädter Jury den von ihr ins Leben gerufenen neuen Literaturpreis zum ersten Mal gerade an ein Buch vergeben hat, dessen Hauptziel darin besteht, dieses unzeitgemäße Phänomen zu loben.



1. LITERATURPREIS DER DARMSTÄDTER JURY „BUCH DES MONATS“

Die Darmstädter Jury „Buch des Monats“
verleiht ihren 1. Literaturpreis im Jahr 2022 an

László F. Földényi

für sein „Lob der Melancholie. Rätselhafte Botschaften“,
erschienen im Verlag Matthes & Seitz, Berlin

Die Jury „Buch des Monats“ würdigt damit ein Buch der Jahre, das im Übergang vom analogen zum digitalen Zeitalter eine weltstürzende Wende diagnostiziert, in der sich unsere Wahrnehmung auf allen Gebieten des täglichen Lebens radikal verändert, zuverlässig scheinende Gefühle unzuverlässig werden und letzte Gewissheiten auf wackligen und zerbrechlichen Säulen ruhen. Mit erzählerischer Eleganz und wissenschaftlicher Brillanz setzt László F. Földényi die alte Tugend der Melancholie als metaphysische gegenweltliche Ertüchtigung in ihr neues grandioses zeitkritisches Recht.

Darmstadt, den 9. Mai 2022



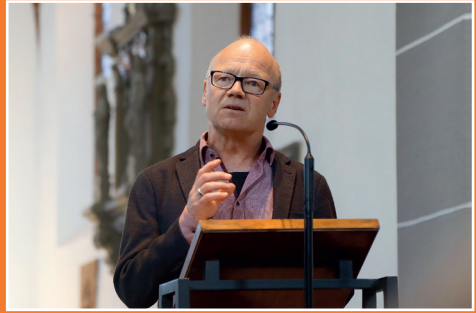
Dr. Gerhard Stadelmaier
Vorsitzender der Jury „Buch des Monats“



Peter Benz
Vorsitzender „Verein zur Förderung des Buch des Monats“



Beate Tröger / Oliver Jungen / Dr. Hajo Steinert



Pfarrer Karsten Gollnow



Dr. Gerhard Stadelmaier / Dr. Tilman Spreckelsen



Dr. Bernd Busch / Peter Benz / Dr. Gerhard Stadelmaier



Prof. Dr. Ludger Hünnekens / Peter Benz



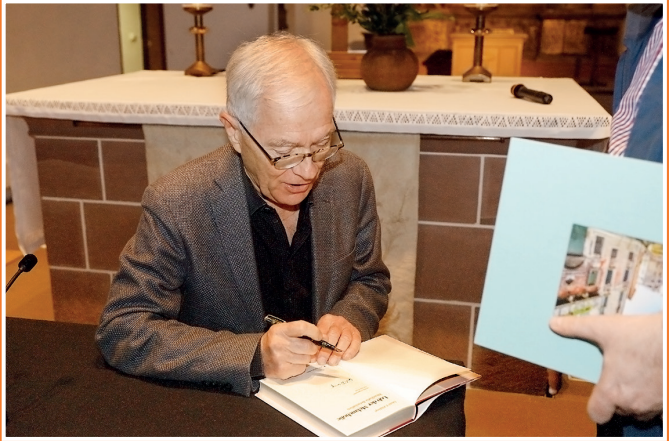
Michael Braun / Oliver Jungen



Walter Diewock / Hanne F. Juritz / Wolfgang Werth



Adrienne Schneider / Dr. Hajo Steinert / Oliver Jungen



1. LITERATURPREIS DER DARMSTÄDTER JURY „BUCH DES MONATS“
für „Lob der Melancholie. Rätselhafte Botschaften“
von László F. Földényi

erschienen im Verlag Matthes & Seitz Berlin, 2019

